

Die Indianer von Santa Catalina Istlávacan (Frauenfuss).

Ein Beitrag zur Culturgeschichte der Urbewohner Central-Amerikas.

Von Dr. **Karl Scherzer.**

Wohl schwerlich hat sich irgend einer der bezwungenen Indianerstämme Central-Amerikas so ungemischt erhalten, wie die Bergbewohner von Santa Catalina Istlávacan im Hochlande von Guatemala, Abkömmlinge des alten, berühmten Stammes der Quichés. Der Gründer ihres Reiches war Nima-Quiché oder der grosse Quiché, einer der Häuptlinge der Tolteken, welche von Tanub geführt und aus dem Norden kommend, zu Anfang des 7. Jahrhunderts zuerst auf dem Plateau von Mexico erschienen. Mit dem eigenen Stamme im Kampfe und von dem einstürmenden, wilden Jägervolke der Chichimeken verdrängt, verliess Nima Quiché, der Eingebung eines Orakels folgend, um die Mitte des 11. Jahrhunderts die alte Tolteken-Residenz Tula und wanderte an der Spitze seiner Getreuen gegen Süden. Nima-Quiché sollte jedoch das Ziel seines Zuges nicht erreichen. Er starb noch während des Marsches. Nun irrte sein Volk viele Jahre lang in den Bergen des heutigen Guatemala umher, bis es endlich den Attitangsee entdeckte und in dessen Nähe sich niederzulassen beschloss. Hier gründete es ein neues Reich und nannte dasselbe zur Erinnerung an seinen verstorbenen geliebten Führer: Quiché. — Acxopil, Nima-Quiché's Sohn, war der erste Regent von Utátlán, der neuen Residenz des Quiché-Reiches.

Als Pedro Alvarado mit seiner Schar von Abenteurern zu Anfang des 16. Jahrhunderts diese Länder bekriegte, sass Tecum Umam, der fünfzehnte König auf dem Throne von Quiché. In der Ebene von Tzacaha, in der Nähe des heutigen Quesaltenango fiel die entscheidende Schlacht vor. Die Armee Alvarado's zählte nicht mehr als 300 Mann Fussvolk, 135 Reiter und ungefähr 300, durch Zwang alliirte Indianer, 4 Kanonen und einige Dominicaner-Mönche. Die feindliche Macht der Quiché's hingegen wird von den Eroberern, wahrscheinlich um ihren Sieg desto mehr zu verherrlichen, auf 70.000 Mann ange-

geben. Jedenfalls muss der Kampf ein verzweifelnder gewesen sein; denn die wüthenden Indianer packten zuletzt sogar die Pferde der Streitenden beim Schweife, und warfen sie mit Montur und Reiter um. Der Zamalá färbte sich von dem Blute der Kämpfer, und führt noch bis zur Stunde den Namen Xeguijel oder Blutfluss. Tecum Umam aber der letzte der unabhängigen Quiché-Könige, fiel im Zweikampfe mit seinem Unterjocher Pedro Alvarado durch einen Lanzenstich, sterbend noch den Göttern fluchend, die seinem Feinde den Sieg gegeben.

Des Mordens, Raubens und Brennens von Seite der Sieger war jetzt kein Ende. Kein Stein der alten Quiché-Residenz blieb auf dem andern ¹⁾ und es darf den Forscher der in unseren Tagen mit einem Gefühle von Pietät die Ruinen der alten indianischen Königsstadt besucht, nach solchen vandalischen Vorgängen nicht Wunder nehmen, von allen den Baudenkmalen welche einst ein friedlich gedeihendes Volk unter despotischem Einflusse dort geschaffen, gegenwärtig nichts mehr als wüsthümmerliegende Trümmer übrig zu finden, das melancholische Bild des tragischen Geschickes seiner Erbauer! Auf der noch rauchenden Asche der zerstörten Stadt erhob sich die erste katholische Capelle und am Tage nach der entscheidenden Schlacht, am Pfingstsonntage 1524, feierte daselbst ein Dominicaner die erste heilige Messe.

Vor den Verfolgungen der spanischen Eroberer fliehend, verliess jetzt das Volk der Quiché's die Stätte und die Tempel seiner Väter und zog sich in die wildesten, verschlossensten Bergthäler der Altos zurück, um dort in der Ebene und auf den Hügeln, wie es gerade die seltsame Bodenbeschaffenheit dieses gewaltigen Gebirgslandes gestattete, ihre Hütten wieder aufzubauen. Fromme Mönche und bekehrungseifrige Missionäre waren seither die einzigen Fremdlinge welche zuweilen in diese Wildnisse drangen, und die heidnischen Eingebornen in ihrer Waldeinsamkeit aufsuchten.

Entfernt und abgeschlossen von dem öffentlichen Verkehr und seinem reformirenden Einflusse haben die Indianer von Istlávacan, obwohl seit Jahrhunderten zum Christenthum bekehrt, noch immer

¹⁾ „Mandé quemar la ciudad ó poner por los cimientos, porque es tan peligroso y tan fuerte, que mas parece casa de ladrones que de pobladores“ Brief Pedro Alvarado's an Ferdinand Cortes, ddo. 11. April 1524. Vergl. Edicion Barcia, tom I, p. 159.

viele Sitten und Gebräuche ihrer heidnischen Vorfahren ziemlich unverändert bewahrt. Der Besuch einer solchen weltabgeschiedenen Gemeinde, meilenweit umher nur von steilen hohen Bergen und dichten Wäldern umgeben, schien mir in ethnographischer wie in humanistischer Beziehung so viel des Interessanten und Belehrenden zu bieten, dass ich am 21. Juni 1854 trotz mancher schriftlichen und mündlichen Warnung vor der Gefahr eines solchen Unternehmens mein Maulthier von der Hauptstrasse seitab nach einem schmalen Fusspfad lenkte, der über schroffes Gestein und steile Bergabhänge, durch riesige Tannenforste und reissende Waldbäche nach Santa Catalina Istlávacan führt. Die Unwirthbarkeit dieser Gegend übertrifft jede Beschreibung. Einmal kamen wir an einen ungefähr 40 Fuss breiten Bergstrom, von den Indianern Massá genannt, den wir in einer Höhe von ungefähr 60 Fuss auf zwei dicken, quer über den Fluss gelegten Baumstämmen mit Thieren und Gepäckstücken überschreiten mussten. Nach unsäglicher Mühe am entgegengesetzten Ufer angelangt, stellten sich der Fortsetzung unsers Rittes nicht minder bedenkliche Hindernisse entgegen. Ein kolossaler, jäh aufsteigender Felsblock schien jedes weitere Vordringen unmöglich machen zu wollen. Nirgends auf der ganzen Steinmasse fand man Gelegenheit sich festzuhalten, und glitt der Fuss auf der schlüpfrigen Fläche zufällig aus, so war Sturz und Tod unvermeidlich. Es vergeht auch kein Jahr, wo nicht selbst von den wenigen Wanderern welche ihr Beruf durch diese Wälder führt, zwei oder drei derselben der erwähnten gefährlichen Passage zum Opfer fallen. Gleichwohl sind die civilisationsscheuen Indianer dieser Bergregion nicht zur Ausbesserung der lebensfeindlichen Stelle zu bewegen. Bleiben sie doch durch eine solche Unwegsamkeit desto länger und sicherer von einem lebhafteren Verkehr mit der Aussenwelt abgeschlossen!

Nach einem 14stündigen beschwerdevollen Ritt erreichten wir endlich Istlávacan. Der Pfarrer des Dorfes, der edle Pater Vicente Hernandez, durch den Corregidor des Districts von unserem beabsichtigten Besuche bereits in Kenntniss gesetzt, empfing uns auf das Freundlichste und Zuverlässigste. Seine Wohnung war klein und unansehnlich, aber gemächlich eingerichtet. Vor dem Wohnhause standen eine Anzahl Indianerknaben, unaufhörlich bereit die Befehle des hochwürdigen Pfarrers entgegen zu nehmen. Ich sah diese wilden Pagen niemals in das Zimmer selbst treten; Pater Vicente

verkehrte mit ihnen immer nur durch das Fenster oder die Thür. So oft diese Jungen mit dem Pfarrer sprachen, veränderten sie stets ihre natürliche Stimme und schlugen dieselbe um ein paar Töne höher an, was unter den meisten Indianerstämmen als ein Zeichen besonderer Verehrung gilt.

Am Morgen nach meiner Ankunft kam der Häuptling der Indianer von Istlávacan (von den Spaniern el Gobernador genannt) zum Pfarrer, um sich die Erlaubniss zu erbitten, im Verein mit den andern indianischen Autoritäten des Dorfes den Fremdling bewillkommen zu dürfen. Die Begrüssung geschah in einer ziemlich geräumigen Stube, deren Einrichtung jedoch nur aus einem Tische und wenigen Stühlen bestand. Eine Anzahl von 20 Männern, meistentheils schöne, kräftige Gestalten, waren bereits versammelt, als der Pfarrer und ich eintraten. Die scharfeckige Form ihrer Backenknochen, die niederen schmalen Stirnen, ihre stechend schwarzen Augen, ihre platten breiten Nasen, ihre struppigen dunklen Kopfhare, ihre Bartlosigkeit und die lohbraune Farbe ihres Körpers schienen hier mehr wie bei anderen von uns besuchten Indianerstämmen Central-Amerikas den unvermischten Urtypus zu bekunden. Da das Klima in den Bergen von Istlávacan, bei einer Höhe von mehr als 8000 Fuss über dem stillen Ocean schon ziemlich rauh ist, so kleiden sich dessen Bewohner grösstentheils in grobe Wollstoffe von dunkelbrauner Farbe, welche im benachbarten Quesaltenango, der Hauptstadt der Altos, fabricirt werden.

Der Gobernador hielt nun in der Quiché-Sprache eine Anrede welche Pater Vicente die Güte hatte, mir ins Spanische zu übersetzen. Dieselbe drückte die Freude der Bewohner von Istlávacan darüber aus, einen Fremden in ihrer Mitte zu sehen, welcher durch seinen Besuch wie durch die Aufnahme die er findet, das verleumderische Gerücht widerlegen könne, als lebten in diesen Bergen nur Wilde und Mörder, als seien sie keine Menschen sondern nicht viel besser als Thiere! ¹⁾ — Ich antwortete hierauf, wie glücklich ich mich fühlte,

¹⁾ Die Meinung der Indianer, dass sie von der weissen Race für nicht viel besser als Thiere gehalten würden, findet ihre Begründung in den böswilligen Berichten, welche um das Jahr 1536 von den damaligen Colonisten in höchst egoistischer Absicht über die Urbewohner des spanischen Amerikas nach dem Mutterlande gemacht wurden, in Folge dessen sich Papst Paul III. sogar bewegen fand, ein besonderes Breve ddo. Rom, 10. Juni 1537 zu erlassen: „Attendentes Indos ipsos utpote *veros homines non solum christianae fidei capaces existere, set ut nobis innotuit ad fidem ipsam promptissime currere.*“ Vergl. Herrera, Ocho Decades vol. I, p. 139—141.

der Dollmetscher ihrer guten Gesinnungen bei der Regierung von Guatemala sein und von dem herzlichen Empfang berichten zu können, der mir in meiner Eigenschaft als Fremdem in diesen Bergen zu Theil geworden ist. Ja, ich konnte nicht unterlassen hinzuzufügen, dass ich aus einem Lande zu ihnen gekommen, welches, obwohl viele tausend Meilen entfernt, doch aufrichtigen Antheil an ihrem Schicksal nimmt, und dass wohl keine gebildete Nation der Erde sie mehr für vernunftlose Menschen oder gar Thiere halte, sondern für Wesen, hervorgegangen aus derselben gewaltigen Schöpferhand, gleichberechtigt zum selben Welt- und Seelenheil.

Als Pater Vicente diese Worte den anwesenden Indianern verdollmetschte, warfen sie sich Alle auf die Erde, und indem sie unverständliche Worte vor sich himurmelten, suchten sie durch Mienen und Geberden ihren Dank und ihr Entzücken über diese Versicherung kund zu geben. Es war wirklich ergreifend zu sehen, wie diese braunen Söhne des Waldes, an deren Race die spanischen Eroberer so mörderische Grausamkeiten verübt, jetzt einen weissen Fremdling dafür Dank wussten, dass er sie nicht für Thiere oder Mörder halte. Erst als der Pfarrer die Indianer zu wiederholten Malen aufstehen hiess, erhoben sie sich wieder und verliessen mit einem Gruss das Zimmer, nachdem vorher noch ein Jeder einzeln sich verbeugt und dem Pater und mir den entblösten Vorderkopf zur Berührung hingestreckt hatte. Diese Betastung des Vorderhauptes mit den Fingern der rechten Hand gilt unter den Indianern von Islávacan als eine Art von Magnetismus, als die Übertragung einer wohlthätigen Kraft auf den Berührten. Und so gross ist der Glaube dieses Urvolkes in die heilbringende Wirkung einer solchen Handauflegung, dass kein Indianer vor dem Pfarrer vorübergeht, ohne nicht jedesmal in kniegebeugter Stellung den Vorderkopf zur Berührung hinzustrecken.

Der Einfluss den Pater Vicente seit den wenigen Jahren, die derselbe unter den Indianern von Islávacan lebt, auf ihren sittlichen und materiellen Fortschritt geübt, hat bereits manche überraschende Resultate zur Folge gehabt. — Seinem Eifer und seiner Energie ist es gelungen, die Marimba, ein indianisches Lieblingsinstrument, abzuschaffen und den Verkauf des Branntweins in seinem Pfarrbezirke zu verbieten. Durch die Verbannung der Marimba, einer Art Hackbrett, haben viele frivole Belustigungen aufgehört, welche immer wilde Trinkgelage und anstandverletzende Tänze im Gefolge hatten.

Durch das Verbot des Branntweins aber wurde der Gesundheit und der Sittlichkeit ein noch grösserer Dienst geleistet; denn sobald der Indianer zu trinken beginnt, weiss er sich nicht länger mehr zu beherrschen. Die wilde Orgie einer Nacht macht ihn oft für viele darauffolgende Tage arbeitsunfähig. Man mag es hauptsächlich diesen beiden Massnahmen zuschreiben, dass die Ansiedler von Istlávacan sich gegenwärtig mit ziemlichem Fleisse der Cultur des Bodens widmen.

Weniger glücklich war der eifrige Pfarrer bisher in Bezug auf die Hebung des geistigen und religiösen Zustandes seiner Gemeinde. Obschon laut alten Kirchenbüchern die ich im Pfarrhaus von Istlávacan einzusehen Gelegenheit fand, die ersten regelmässigen Taufhandlungen in diesem Dorfe bereits im Jahre 1600 von zwei Franciscaner-Mönchen vorgenommen wurden, so ist doch erst seit wenigen Monaten den Anstrengungen des Pater Vicente die Gründung der ersten Schule gelungen. Und selbst diese wird nur von zwölf Schülern besucht, obgleich die Dorfgemeinde an 6000 Köpfe stark ist, und der ganze Pfarrsprengel über 25.000 Seelen zählt.

Ebenso steht die Gemeinde von Istlávacan, was ihren christlichen Fortschritt betrifft, auf einer nicht viel höhern Stufe wie zur Zeit, als katholische Missionäre die ersten Taufhandlungen verrichteten. In ihrer frommen Hast, so schnell als möglich die ganze Bevölkerung des neuen Continents den Segen der Lehre des Erlösers theilhaftig werden zu lassen, und dabei der Sprache des Landes völlig unkundig, haben sich die ersten Mönche welche mit Pedro Alvarado's Armada landeten, grösstentheils nur mit der Taufe der Heiden beschäftigt ¹⁾. Die späteren Grausamkeiten der Eroberer und ihr rohes Vernichten der heidnischen Idole waren nur wenig geeignet, die Eingebornen für die neue Glaubenslehre empfänglicher zu machen und so sehen wir zwar heute die meisten centralamerikanischen Indianer getauft, aber nur in den Herzen der Wenigsten hat trotz den auf-

¹⁾ Gil Gonzales Davila hatte auf seinem ersten Zuge durch die Provinz Nicaragua (A. D. 1522) während einer Reise von 224 span. Leguas, 32.264 Indianer getauft. — Der Geschichtschreiber Fernandez de Oviedo meint, er würde gerne bereit sein, Einen Goldthaler für jeden getauften Indianer zu bezahlen, der im Stande ist, seinen Taufnamen zu sagen und das Vaterunser und das Ave Maria zu wiederholen, und blos einen Maravedi (die kleinste spanische Münze) für jeden Indianer nehmen, der dies nicht könnte, und gleichwohl bei dieser Operation ein sehr gutes Geldgeschäft machen.

opferndsten Bemühungen mancher ihrer geistlichen Seelsorger eine aufrichtige Bekehrung zum Christenthum stattgefunden. Mit kaltem Starrsinn noch immer an ihrem alten Glauben festhaltend, haben sie ihren früheren Götzen blos andere Namen beigelegt. Sie verehren scheinbar Gott und meinen in ihrem Innern die Sonne, sie rufen die heil. Jungfrau Maria an und denken sich dabei den Mond; sie beten laut zu den Heiligen der katholischen Kirche und stellen sich unter jedem einzelnen Schutzpatron einen andern Stern vor. Die Verwegensten und Schlauesten unter ihnen gingen zuweilen sogar schon so weit, im Geheimen hinter dem Altare ihrer Pfarrkirche Höhlungen zu machen und darin kleine Götzenfiguren zu verbergen. Und während sie der Pfarrer vor dem Christuskreuz am Hauptaltar betend dachte, waren es verborgene, heidnische Gottheiten denen sie huldigten.

Die ersten spanischen Missionäre glaubten in der Beibehaltung einzelner heidnischer Gebräuche ein günstiges Mittel gefunden zu haben, um das Werk der Bekehrung zu erleichtern und die Zahl der indianischen Neophyten bedeutend zu vermehren. Und darum sehen wir noch heutzutage in Central-Amerika viele kirchliche Festlichkeiten von einem gewissen heidnischen Nimbus umgeben. Die meisten Kirchen-Processionen sind gleichzeitig von hässlich maskirten indianischen Tänzern mit Thierlarven begleitet, welche unter Schellengeklingel, Pfeifenspiel und wilden einförmigen Trommelschlägen ¹⁾ auf die burleskeste Weise vor einer Heiligenfigur herumhüpfen, und durch ihre lustige Ausgelassenheit dem Festzug völlig den ernstesten Charakter einer christkatholischen Kirchenfeier benehmen.

Bei allen solchen Anlässen spielt die Kerze eine Hauptrolle. Die Indianer scheinen dem Lichte eine besondere Wirkung beizulegen. Niemals tritt eine Indianerin in die Kirche, ohne nicht mindestens eine lange, dicke Wachskerze mitzubringen. Je mehr Kerzen, desto grösser ist die Feierlichkeit, desto vornehmer ist die Betende. Ich

¹⁾ Die Instrumente deren sich die Indianer bei solchen Anlässen bedienen, sind nicht harmonischer als ihre Melodien. Sie heissen: El Pito, el atambor, el Tun und la Tortuga. Der Tun ist ein Stück ausgehöhltes Ebenholz, gewöhnlich 18 Zoll lang und 4 Zoll im Durchmesser, auf das fortwährend mit einem kleinen Holzstäbchen geschlagen wird. Die Tortuga ist ein aus den beiden festen Theilen der Land-Schildkröte verfertigtes Instrument, dem die Indianer ganz eigenthümliche Töne zu entlocken verstehen, indem sie wie beim „Tun“ mit einem hölzernen Stäbchen unausgesetzt auf dasselbe schlagen.

sah oft an Festtagen barfüssige Indianerinnen ganze Bündel von solchen langen, schweren Wachskerzen unterm Arm nach der Dorfkirche tragen und sie dort unter zahllosen Bekreuzungen irgend einem Schutzpatron anzünden. Ob jedoch bei einer derartigen Gelegenheit ihr Gebet wirklich einem Heiligen der katholischen Kirche, oder ob dasselbe fortwährend noch den Idolen ihrer heidnischen Voreltern gilt, ist ein Geheimniss das selbst der kluge Pater Vicente noch immer nicht zu lüften vermochte. Derselbe erzählte mir vielmehr wie er einmal selbst unbemerkt Augenzeuge gewesen ist, als eine Indianerin in der Dorfkirche vor dem Standbilde des heil. Michael niederkniete und zuerst dem Teufel zu den Füßen des Heiligen, und dann erst dem heil. Michael selbst eine Kerze anzündete. Die Indianer haben nämlich weit mehr Furcht vor den bösen Geistern wie vor den guten. In ihrer Einfalt glauben sie, der Gott der Liebe könne sich unmöglich so grausam an ihnen rächen als der Geist der Hölle; und darum opfern und beten sie in der Regel zu Beiden.

Die wichtigste Person in allen Geschehnissen des Lebens ist noch immer der Aj-quist oder Sonnenpriester, welcher hier ziemlich dieselbe Stellung einnimmt wie der Medecine-man unter den Indianern des Nordens. Es soll nach der Vermuthung des Pater Vicente Hernandez in der Gemeinde von Isthávacan noch immer einige sechzig solcher Aj-quistes geben ¹⁾, gegen deren betrügerisches Beginnen der Aufklärungseifer des Pfarrers bisher vergebens kämpfte. — Die Werkzeuge (Ki-ji-val), deren sich diese Sonnenpriester bei ihren Wahrsagungen bedienen, sind gewöhnlich Bohnen, Maiskörner, Bergkrystalle und Figuren aus Holz oder Stein. Sie prophezeien Glück und Unglück, Überfluss und Misswachs, Finsternisse und Kometen. Sie beschwören und citiren den Teufel, rächen sich an ihren Feinden, heilen mittelst Kräutern, Wurzeln, Baumrinden, Öl und Thierfett und bedienen sich allerlei mysteriöser Worte, die gerade sie selbst am allerwenigsten verstehen. Werden diese Zauberer zu einem Kranken gerufen, so drücken und saugen sie an der leidenden Stelle, um, wie sie vorgeben, durch diese Operation den Schmerz aus dem Körper zu

¹⁾ Von den folgenden Adivinos, welche noch zur Stunde in Isthávacan und San Miguelito zu gewissen Zeiten Götzendienste verrichten, sind dem Pater Vicente sogar die Namen bekannt. Sie heissen: Juan Juney, Juan Chox, Juan Zikim, Lorenzo Coti, Francisco Ximata, Manuel Lopez, Diego Xtós, Cristobal Ixquiaptap, Juan Choxpatel, Cruz Jum, Isabel Lopez Napaquisis, Baltasar Ixquiaptap, Manuel Perechú, Alonzo Jum, Ali Chian.

ziehen. Zuweilen schwitzen sie selbst stundenlang, seufzen, zittern, und machen die wunderlichsten Geberden, bis sie zuletzt eine schwarze, kugelförmige Substanz aus dem Munde ziehen, angeblich den Teufel, der im Körper des Kranken gesteckt und ihm den Schmerz verursacht hat. Die Verwandten des Patienten bringen hierauf diese Substanz ins Freie und suchen dieselbe auf die bizarrste Weise und unter den sonderbarsten Ausrufungen zu zertreten und zu zerstören.

Wird ein Kind im Dorfe geboren, so erhält der heidnische Götzenpriester von diesem Ereignisse viel eher eine Kunde, als der katholische Pfarrer. Erst wenn dem neuen braunen Weltbürger durch den Ajquig das Horoskop gestellt, der Name irgend eines Thieres beigelegt, Mi-si-sal (das citronengelbe Harz des *Rhus copallinum*), verbrannt, ein Lieblingsgötze angerufen und noch viele andere abergläubische Mysterien verrichtet worden sind, wird das Kind nach dem Pfarrhause zur christlichen Taufe getragen. Das Thier dessen Name dem Kinde kurz nach seiner Geburt vom Sonnenpriester beigelegt wird, gilt gewöhnlich auch als sein Schutzgeist (*nagual*) fürs ganze Leben.

Nicht weniger eigenthümlich als diese Geburts-Ceremonie ist die Sitte welche bei den Indianern einer Verheirathung vorausgeht. In der Regel sind es die Eltern welche dem Sohne ein Weib bestimmen. Gefühlsheirathen kommen bei diesem wenig sentimentalen Volke nur selten vor. Oft wird das künftige Paar schon mit 6 oder 8 Jahren vor Zeugen versprochen. Von der Stunde an, wo dies geschehen, wohnen Beide zusammen in demselben Hause und verkehren oft noch Jahre lang wie Gespielen mit einander. Wenn das Mädchen 12, der Junge 14 oder 15 Jahre alt ist, erfolgt meistens schon die Verheirathung. Dieselbe wird durch Tänze und Mahlzeiten gefeiert, und auch bei diesem Anlasse werden die Person und die Instrumente des Sonnenpriesters weit mehr in Anspruch genommen als der Pfarrer und die heiligenden Mittel der katholischen Kirche.

Und wie im Leben, so besitzt diese abergläubische Race sogar noch für den Moment des Todes ganz eigenthümliche Ceremonien, um ihren Schmerz und ihr Beileid auszudrücken. Stirbt einer von ihnen, so wird er gewaschen, frisch gekleidet und in einen einfachen Sarg aus roh zusammengefügtten Brettern gelegt; — hierauf wird Mi-si-sal verbrannt, ein Geiger gerufen und im wilden Reigen um den

Todten herumgetantz. Die Indianer stellen sich den Tod bloß als einen Übergang nach einem andern Orte vor, an dem der Geschiedene mit Fleisch und Blut, nur unter glücklicheren Verhältnissen fortlebt. Darum geben sie auch ihren Todten Esswaaren, Sandalen, Waffen und andere Gegenstände die er im Leben besonders geliebt, mit unter die Erde. Die Messen die sie in der Pfarrkirche für ihre Verstorbenen lesen lassen, betrachten sie als Grüsse und Erinnerungen welche sie den theuren Dahingegangenen nachsenden.

Die Opfer welche die Indianer von Istlávacan ihren Götzen bringen, bestehen dormalen grösstentheils nur in Früchten und im Verbrennen von Kopal. Gleichwohl soll es im indianischen Hochlande von Guatemala, wenn schon höchst selten und nur in den peinlichsten Nöthen, noch immer vorkommen, dass einem, im Rufe grosser Macht stehenden Götzen neugeborene Kinder geopfert werden. Bei einer solchen schaurigen Veranlassung wird das arme Kind durch den Sonnenpriester aufgeschlitzt, das frische Blut als Opfergabe unter Schreien, Tanzen und Trommeltönen vor dem Idol auf einen Stein hingespritzt und sodann der Leichnam des Kindes im Walde verscharrt ¹⁾).

Die bedeutendsten Gottheiten der Indianer von Istlávacan, denen sie noch bis zur Stunde zu gewissen Zeiten im Geheimen im düsteren Urforst opfern und zu deren Ehren sie zuweilen sogar Feste begehen, heissen: Noj, der Genius der Vernunft, Ajmak, der Genius der Gesundheit, Ik, der Mond, Kanil, der Genius der Aussaat und Juiup, der Gott der Erde, welcher unter den Indianern das böse Princip vorstellt, im Gegensatze zu Kij, dem Gotte des Lichtes, dem guten Princip.

Die Gottheit Juiup soll ein unförmiger Steinklotz von 3 Fuss Höhe und 1 Fuss im Durchmesser sein und die fratzenhafte Nachbildung eines Menschenkopfes darstellen. Allein nur die wenigsten Gottheiten der Indianer sind leblose Steine oder rohgeschnitzte Holzfiguren. Ein mächtiger Berg, ein seltsam geformter Hügel, ein kolossaler Baum, eine dunkle Höhle verwandeln sich in der Phantasie des

¹⁾ Der Corregidor von Tonicapam im Staate Guatemala, Don Rosendo Garcia de Salas, versicherte mich, dass die bekehrten Indianer des Dorfes Attitang am Fusse des Vulcans gleichen Namens noch vor wenigen Jahren ein neugeborenes Kind geopfert haben, um ihrer Meinung nach den zürnenden Feuerberg zu beschwichtigen, aus dessen Innern sich wochenlang ein unheimliches Getöse (Retumbos) vernehmen liess.

leichtgläubigen Eingebornen rasch in ebenso viele Götter-Asyle. Es scheint, dass die Indianer, seitdem ihnen die Spanier die meisten ihrer Götzen zerstört haben, diese in das Innere der Berge und Höhlen geflüchtet wähen. — Muss aber auch der heidnische Glaube der braunen Bewohner Central-Amerikas sowohl aus christlichen, wie aus rein menschlichen Rücksichten verurtheilt werden, so kann man sich gleichwohl nicht erwehren, zuweilen die poetischen Ausdrücke zu bewundern, in denen dieses halbeivilisirte Volk noch bis zur Stunde zu seinen alten Göttern spricht. Ich erlaube mir die wortgetreue deutsche Übersetzung eines indianischen Gebetes mitzutheilen, das kürzlich noch ein Sonnenpriester von Istlávacan des Nachts im Tannenwald vor einem mächtigen Hügel ¹⁾ bei Gelegenheit der Geburt eines Kindes sprach, und in dem sich katholische Andachtsweise und wilder Götzenglaube auf das Absonderlichste verquicken. Ich verdanke dieses interessante Document der Güte des Herrn Pfarrers Vicente Hernandez und vermag dessen Echtheit zu verbürgen.

G e b e t.

„O Jesus Christus, mein Gott! Du Sohn Gottes, der du mit dem Vater und dem heiligen Geiste Ein einziger Gott bist! Heute an diesem Tage, zu dieser Stunde, am Tage von Tijax, beschwöre ich die heiligen Seelen welche die Morgenröthe und die letzten Strahlen des scheidenden Tages begleiten! Zugleich mit diesen heiligen Seelen beschwöre ich dich, du Fürst jener Geister welche den Berg von Sija-Raxquin bewohnen! O, ihr anderen Sonnenpriester, denen Alles was geschieht, bewusst ist, und du, Fürst der Vernunft, du Genius des Windes, du Genius des Berges und du Genius der Ebene, Don Purupeto Martin, kommet und empfanget diesen Weihrauch und diese Kerze!

Ich der sich zum Pathen und zur Pathinn dieses Kindes bekennt, ich der Euch anfleht, ich der Zeuge und Bruder dieses Säuglings, der zu Euch fleht, dieses Menschen der sich zu Eurem Sohne bekennt, ich beschwöre Euch, o heilige Seelen, erlaubt nicht, dass ihm irgend ein Leid widerfahre, noch dass er auf irgend eine Weise unglücklich

¹⁾ Die Orte, wo noch gegenwärtig Götzendienste gehalten werden (adoratorios), heissen: Chui-sija, Caxtum, Pa-cora; die Orte, wo früher Menschen geopfert wurden (sacrificatorios de victimas humanas), heissen: Tziba-pek, Sempoal, Chuisibeles.

sei. Ich der jetzt zu Euch spricht, ich, der Sacerdote, ich der diesen Weihrauch verbrennt, ich der diese Kerze anzündet, ich der für ihn bittet, ich der ihn unter seinen Schutz nimmt, ich flehe zu Euch, gewähret, dass er leicht seine Nahrung finden möge! Schicke ihm, o Gott, die nöthige Baarschaft, erlaube nicht, dass er am Fieber erkrankt, oder vom Schlagfluss befallen werde, oder am Keuchhusten erstickt, oder durch eine Schlange gebissen werde; gestatte nicht, dass er sich verwunde, dass er von Kurzathmigkeit befallen oder gar wahnsinnig werde; lasse nicht zu, dass er von einem Hunde gebissen, oder getödtet werde durch den Blitz; verhindere dass er sich erdrossle durch einen übermässigen Genuss des Branntweins oder sterbe durch das Eisen oder den Stock; gestatte eben so wenig, dass er davongeführt werde durch den Raubadler; — steht ihm bei, ihr Wolken, golden gefärbt durch die Abendröthe! Hilf ihm, o Blitz, hilf ihm, o Donner! Hilf ihm, o heiliger Peter, hilf ihm, o heiliger Paul, hilf ihm, du ewiger Vater!

Und wie ich bisher zu seinen Gunsten gesprochen, so beschwöre ich Euch gleichfalls, dass Ihr Krankheit über seine Gegner kommen lassen möget; machet, dass, wenn sein Feind das Haus verlässt, er nur dem Unheil und der Noth entgegen gehe; machet, dass wo er immer hingehe, er nur Unglück und Elend finde; handelt überhaupt immer und überall gegen ihn, gerade umgekehrt, wie Ihr gegen meinen Schützling handeln würdet, und thut, wie ich Euch inständigst bitte! O heilige Seelen, möge Euch Gott begleiten, Gott Vater, Gott Sohn und Gott der heilige Geist! So sei es! Amen.

Die bekehrten Indianer von Istlávacan bedienen sich noch bis zur Stunde häufig der Zeitrechnung ihrer heidnischen Voreltern. Sie theilen, ähnlich den Indianern Mexico's ¹⁾, das Jahr in 18 Monate ²⁾, und jeden Monat wieder in 20 Tage ein und ersetzen die zur Ergänzung unseres Sonnenjahres noch fehlenden 5 Tage durch sogenannte dias baldios oder Supplement-Tage. Jeder dieser 20 Tage hat eine

1) Vergl. Antonio de Herrera, *Historia general de las Indias*, vol. II, Dec. III, Cap. 18, p. 75 und L. de Gomara, *Cronica de la Nueva España*. c. 191, p. 177. (Edicion Barcia.)

2) Die Namen der 18 Monate sind: Nox (Genius der Vernunft), Tijax, Cajux, Ajpu, Imok, Ik (Mond), Akbal (spärlich), Kat (Feuer), Kam (Schlange, auch gelb) Ka-moy (Tod, Biss), Kuyex, Kanil (Aussaart), Tox, Tzi (Hund), Batz, Eé, Tzikim, Ajmak (Genius der Gesundheit).

gewisse Bedeutung und wird von den abergläubischen Urbewohnern mit gut, schlecht oder indifferent bezeichnet. Es gibt in jedem Monate 9 gute (días buenos), 9 böse (días malos) und 2 indifferente Tage. Wenn die Indianer irgend etwas beginnen, so trachten sie immer, dass eine solche Handlung am Tage eines guten Zeichens geschehe, während sie an den Tagen eines bösen Zeichens Krankheit und Unglück über das Haupt ihrer Feinde beschwören. (Se pidan disgracias y enfermedades para los enemigos.) Das indianische Jahr fängt nach unserer Zeitrechnung im Monat Mai an.

Bei den vielen verschiedenen Bedeutungen welche von den Indianern häufig einem und demselben Worte beigelegt werden, und bei der grossen Verslossenheit welche die ganze braune Race namentlich in Bezug auf ihren überkommenen Glauben bewahrt, fällt es ungemein schwer, sich genaue und richtige Angaben zu verschaffen um nicht anstatt zu erhellen, durch irrig Verstandenes noch mehr Dunkelheit in die ohnedies schon so dunkle Geschichte der ersten Bevölkerer Central-Amerikas zu bringen. Schon die ältesten Missionäre und Geschichtschreiber klagen über diese hartnäckige Verslossenheit, von welcher unter diesem schweigsamen Volke nicht einmal das weibliche Geschlecht eine Ausnahme zu machen scheint.

Bei der grossen Unwissenheit der Indianer Central-Amerikas und ihrer tiefwurzelnden Abneigung gegen Alles was christlich ist, dürfte ein oberflächlicher Beurtheiler leicht versucht werden, an einer jemaligen wirklichen Besserung des Zustandes dieses unglücklichen Volkes zu verzweifeln. Allein die Spuren sittlichen und industriellen Fortschrittes, welchen wir unter den Bewohnern von Istlávacan sowohl wie in manchen anderen Indianer-Ansiedelungen im Hochlande von Guatemala getroffen, lassen die Befürchtung verschwinden, dass auch in Central-Amerika wie im rauhen Norden die braune Race einem völligen Untergange verfallen sei. Die physischen wie die gesellschaftlichen Verhältnisse stellen sich im spanischen Amerika wesentlich verschieden dar. Die Zahl der weissen Ansiedler ist hier noch sehr gering, ihre Zunahme wird nur allmählich geschehen. Weder die Beschaffenheit des Klimas noch die Natur des Bodens gestatten hier jenes wilde, hastige Vorwärtsdrängen der Pioniere der Civilisation wie auf den Prärien im Westen des Mississippi. Dabei sind die Eingebornen Central - Amerikas durch Jahrhunderte spanischer Knechtschaft bereits weit nachgiebiger und fügsamer geworden als

die Wilden des Red-River und des Missouri. Man begegnet in keiner der fünf Republiken mehr einem noch völlig barbarischen Stamme, wie z. B. in Oregon oder im Utah-Gebiete.

Um jedoch nicht blos den materiellen, sondern auch den geistigen und religiösen Zustand der Indianer Central - Amerikas zu fördern, ist vor Allem eine genaue Kenntniss der indianischen Sprachen nöthig, welche gegenwärtig leider den meisten der dortigen Seelenhirten abgeht. Wie ist es möglich, die Sympathien und das Vertrauen eines so argwöhnischen Volkes wie die Indianer zu gewinnen, ohne ihr Idiom zu verstehen, ohne sie in der Sprache ihrer Väter anreden zu können. Die gründliche Kenntniss der Quiché-Sprache ist das Hauptgeheimniss des Einflusses den Pater Vicente Hernandez auf die Indianer von Istlávacan übt, und seiner, in Bezug auf Sittlichkeit und materiellen Fortschritt seit wenigen Jahren erzielten Resultate. Durch einen längern Verkehr mit ihnen in ihrer Muttersprache, und ein allmähliches Heranbilden der jüngeren Generation wird es dem indianerfreundlichen Pfarrer gewiss auch gelingen, den geistigen und religiösen Zustand seiner Pfarrkinder zu bessern.

Wenn nur wenige Indianer-Ansiedlungen Central-Amerikas ein so erfreuliches Bild des Gedeihens zeigen, wie das Bergvölkchen von Istlávacan; wenn die meisten der bezwungenen Eingebornen seit drei Jahrhunderten spanischer Herrschaft zwar mildere Sitten aber nicht mehr Einsicht gewonnen haben; wenn der Einfluss des Christenthums bisher darauf beschränkt geblieben, die alte Barbarei zu verdrängen, ohne dafür zugleich eine edlere Cultur an deren Stelle zu setzen, so liegt dies hauptsächlich in dem grossen Mangel befähigter Missionäre, und in den geringen Geldmitteln welche der katholischen Kirche in Central-Amerika zu Gebote stehen, um ihre Macht und ihr Ansehen zu entfalten. Ich traf während eines zweijährigen Wanderlebens in den fünf Staaten nur wenige geistliche Seelsorger welche der Sprache ihrer indianischen Pfarrgemeinde in gleichem Masse mächtig waren, wie der Pfarrer von Istlávacan. In vielen Theilen des Landes verstehen zwar die Eingebornen bereits ziemlich gut spanisch, in anderen hingegen reden sie noch ausschliesslich nur das indianische Idiom, und die, dieser Sprache unkundigen Missionäre müssen sich in solchen Fällen häufig eines Dolmetschers bedienen um mit ihrer christlichen Gemeinde verkehren, und sich derselben verständlich machen zu können.

Ein gewaltiger Schlag könnte den Sonnenpriestern welche in Krankheitsfällen noch immer einen so mächtigen Einfluss auf die Indianer üben, versetzt werden, wenn die Regierung die Seelenhirten abgelegener Ansiedlungen, wo es weder Ärzte noch Arzneien gibt, mit den wichtigsten Heilmitteln und einer Anweisung, sie zu gebrauchen, versehen würde, damit sich diese aufopfernden Männer den armen Indianern nicht bloß in geistigen sondern auch in körperlichen Nöthen als Tröster und Helfer zu erweisen im Stande wären.

Die weisse Race hat im Norden der vereinigten Staaten den Versuch gemacht, die rothe Race völlig auszurotten, und dieses schauerliche Experiment scheint ihr nur zu bald gelingen zu wollen. Vielleicht greift man in Central-Amerika, wo Alles gleich der Natur, mehr den Charakter der Milde und des Friedens an sich trägt, zu dem sanftern Auskunfts mittel der Regeneration. Wenn man nur einen Theil des Interesses das man den steinernen Denkmälern in den Wildnissen von Honduras und Guatemala widmet, auf die Race übertragen möchte, welche muthmasslicherweise deren Erbauer gewesen, so dürfte es nicht schwer fallen, Millionen Herzen der christlichen Cultur zu gewinnen, Millionen schätzenswerthe Arbeitskräfte diesem schönen Lande zu erhalten! Istlávacan und das sittliche und materielle Vorwärtsschreiten seiner Bevölkerung liefern uns wenigstens den trostreichen Beweis der Möglichkeit einer socialen Wiedergeburt der verwilderten Ureinwohner Central-Amerikas. Das vollständige Gelingen dieser Aufgabe wäre einer der herrlichsten Triumphe der Civilisation.
